

Der Triumph der Poesie

Im Anfang ist das Erlebnis, das Wort folgt später. Erleben können nur Lebewesen. Steine verändern sich, erleben aber (darüber bestehen wohl kaum Zweifel) diese Veränderung nicht. Im Erleben ist das Leben in gewisser Weise immer schon bei sich selbst. Da es nicht nur etwas Innerliches ist, sondern im Etwas-Erleben auch eine Außenseite hat, drängt das Erlebnis zur Äußerung. Der Mensch verfügt über ein umfangreiches Arsenal von Artikulationsmöglichkeiten: seine Körperbewegungen, wenn er sich schon im Mutterleib regt, seine körperlichen Zustände wie Rot-Werden und Haare-Sträuben, sein Mienenspiel zwischen Lachen und Weinen und nicht zuletzt seine akustischen Vermögen, die er im Geburtsschrei das erste Mal einsetzt. Doch bald ereignet sich – immer wieder neu – das Wunder: Er kann seine Erlebnisse und Widerfahrnisse nicht nur artikulieren – direkt und ohne Umwege –, sondern er lernt sie auch zu kommunizieren und zu interpretieren. Das eigentlich erst ist Sprache. Jetzt findet er zum Wort und tritt ein in das schier endlose Gespräch – mit sich und anderen.

Wie es verschiedene Formen der Artikulation von Erlebnissen gibt, so auch viele Weisen der Interpretation. Welche von ihnen wohl die »richtige« sei, ist kaum jemals festzulegen, zumindest braucht es, um ein Ereignis einzuordnen, oft gehörigen Abstand. Wir müssten bei unseren Interpretationsversuchen eigentlich nicht sprechen, können wir doch auch musizieren, malen, tanzen, feiern ... und auf diese

Weise nach-vollziehen, was wir erlebt haben und ausdrücken wollen. Trotzdem bleibt die Sprache das am meisten universale und flexible Werkzeug, um dem inneren Gestimmt-Sein eine adäquate Stimme zu verschaffen, um dem Leben und der Welt zu begegnen. In der Sprache ordnet sich das Chaos der Eindrücke in grammatikalisch und logisch reglementierten Aussagenketten. In ihnen wiederum kann eine ganze Welt entstehen – sogar eine, die es so nicht gibt: Schon-Vergangenes und Noch-Zukünftiges, Fiktives und nur von anderen Erlebtes.

Der Streit ist unvermeidlich, ob die Welt sich in unserer Sprache abbildet und dieser sozusagen ihre Ordnung aufprägt oder ob wir diese Ordnung in unserer Sprache erst entstehen lassen und es außerhalb von ihr in diesem Sinne keine Welt gibt. Die einen werden daran erinnern, wie oft wir nach dem richtigen Wort suchen für etwas, was vorgegeben scheint, wie oft sich in Bildern viel mehr »sagen« lässt als in Sätzen: Die Welt ist aussagbar, sie öffnet sich für uns und deshalb können wir reden »über Gott und die Welt«, reden auch über uns selbst und sogar über unser Reden. Die anderen werden widersprechen und darauf verweisen, dass der Weg vom Erlebnis zur Interpretation keine Einbahnstraße ist: Gilt nicht: »Man erblickt nur, was man schon weiß und versteht« (Goethe)? Kann jemand, der in einem Milieu mit einer groben Ausdrucksweise lebt, tief und zart empfinden? Oder kann, wer in einem nicht-religiösen Umfeld mit seiner entsprechenden Sprachkultur aufwächst, jemals eine Erfahrung Gottes machen?

Bauen wir die Welt in unserer Sprache nur nach oder schaffen wir sie erst in der Sprache? Die Wahrheit wird wahrscheinlich wie üblich in der Mitte liegen: Wir sind sprachlich sowohl Geschöpf als auch Schöpfer. Aber wir sind auf jeden Fall gewissermaßen zum Sprechen verurteilt, müssen wir doch mit uns selbst und mit anderen sprachbegabten Wesen kommunizieren. Denn wir werden angesprochen und antworten – ohne Du kein Ich. Und wir müssen das Erlebte in der Erinnerung festhalten, indem wir es benennen, sonst verlieren wir uns selbst. »Wer bist du?«, werden wir gefragt und erzählen Ich-Geschichten. Unsere Identitäten entstehen narrativ, erzählend: »Name? Geburtsdatum?«, »ein Lebenslauf ist beizufügen«. Wir leben von Sprache und in Sprache – oder besser: von Sprachen und in Sprachen. Denn mit uns selbst reden wir anders als in der Öffentlichkeit, unter Freunden anders als in Verhandlungen, zu Hause oder auf der Straße anders als in der Kirche. Aber: »Wer bin ich dann – eigentlich?« Welche Sprache ist die »richtige«?

»Was sich sagen lässt, lässt sich klar sagen«, so der Philosoph Ludwig Wittgenstein. Nicht nur die Wissenschaften, auch die Juristen und nicht zuletzt die Dogmatiker fordern eine präzise Sprache mit wohldefinierten Begriffen ohne Unschärfen, mit klaren Sätzen, die sich nach »richtig« und »falsch« sortieren lassen. Nur so wisse in den Diskussionen, Auseinandersetzungen und Verhandlungen endlich jeder, »woran (d.h. an welcher Sache) man ist«. Im Alltag möge weiter geredet werden wie bisher, aber dieses Sprechen sei gleichsam kontaminiert mit Vieldeutigkeiten und Metaphern, mit Ungenauigkeiten

und Unwägbarkeiten. Diese Art Sprache erweise sich als eine Brutstätte der Missverständnisse, Wortklaubereien und endlosen Streitigkeiten: Aussagesätze (»Die Tür ist offen«) sind zuweilen verklausulierte Befehle (»Tür schließen!«); aus Satzbausteinen (»alles«, »nichts«) werden Gegenstände (das »All«, das »Nichts«) und beginnen, ihr »metaphysisches Unwesen« zu treiben. Auf diese Weise gehe jedes praktikable Verständnis für Welt und Leben auf Dauer verloren. Die »eigentliche« Sprache könne das nicht sein.

Das Programm einer umfassend gereinigten oder – besser noch – einer neukonstruierten Sprache gilt inzwischen als gescheitert. Ähnlich ergeht es allen Versuchen, die verschiedenen Sprachkulturen durch eine Einheitssprache – die logische Sprache der Mathematik, Esperanto oder das kirchliche Latein – in Gleichschritt zu bringen. Plötzlich steht nämlich ein Verdacht im Raum: Geht es den Sprachregulierern wirklich um die Wahrheit oder um eine bessere Kommunikation? Geht es nicht letztlich um Elitedenken, Exklusivität und damit um Macht? Denn wer bestimmt eigentlich, wie man zu reden hat? Wo bleiben dann die, welche »da nicht mehr mitreden können«? Was geht da alles verloren an Erlebnissen und Erfahrungen?

Das Leben ist nicht in »Klartext« zu bringen, denn dabei stirbt es. Schon Aristoteles wusste: »Das Sein aber wird vielfältig ausgesagt.« Ist also dann die Alltagssprache die »eigentliche« Sprache, während die Präzision einer Wissenschafts- und Technikkultur nur ihre tiefgefrorene Schwundstufe darstellt? Denn selbst in den klarsten Definitionen (z. B. denen der

Mathematik) schwingt noch viel Alltag mit, ohne dass er vollständig vertrieben werden kann. Freilich ist auch das wohl zu einfach, denn umgekehrt ist viel Wissenschaftssprache in das Alltagsgespräch eingedrungen.

Es ist also ein Geben und Nehmen. Das hält die Sprache flexibel und gibt ihr die Fähigkeit, die Grenzen des Deutens und Verstehens immer wieder hinauszuschieben oder sogar zu überspringen: Wenn wir auch »das Unsagbare« zum Thema machen können, ist es dann noch unsagbar? Sprache ordnet und umgreift, sie weiß um ihre Grenzen und will sie doch ständig durchbrechen. Metaphern greifen Unvereinbares zusammen: »lachende Wiese«, »stroh-dumm«. Irgendwann lagern sich die lebendigen Metaphern (Paul Ricoeur) in den Sedimentschichten unserer Sprachkulturen ab. Die Metaphorik wird dann gar nicht mehr als solche wahrgenommen: »be-greifen«, »ein-sehen«, »Computer-Maus«.

Scheint somit doch die »eigentliche« Sprache die der Poesie zu sein, und wären Alltags- und Wissenschaftssprache nur deren Rudimente? Singen und malen wir also, bevor wir sprechen? Wahr ist wohl, dass die poetische Sprache die Metaphern und Vieldeutigkeiten als ein Potential entdeckt, das nicht als katastrophenträchtig beobachtet und ausgemerzt, sondern geweckt, gepflegt und zur Entfaltung gebracht werden muss. Eigentlich lässt sich nur in Gleichnissen sagen, was letztlich immer unsagbar bleibt: das Individuelle an jedem Erlebnis, das Abgründige in jeder Begebenheit, das Ganze in jedem Fragment. Die Sprache der Poesie macht deutlich, was Sprache eigentlich ist: eine Einrahmung der

Stille, die in den Unterbrechungen des »normalen« Sprechens den Glanz der Wahrheit aufblitzen lässt. Denn Sprache ist ja nur möglich, wenn der Fluss immer wieder stockt, wenn sich Laute unterscheiden, wenn Tonhöhen, Betonungen, Sprachmelodien wechseln. Texte leben vom Nicht-Geschriebenen (Stéphane Mallarmé): Die schwarze Seite, die aus dem defekten Kopiergerät kommt, wird nichts-sagend. Noch einmal Wittgenstein: »Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.« Jedoch ist Schweigen nur dort möglich, wo sonst eigentlich gesprochen wird. Der Stein schweigt nicht, er bleibt stumm. In der Poesie geht Sprache an den Punkt, wo das Schweigen selbst beredt wird. Vielleicht deshalb sind die Seiten lyrischer Texte, mehr als gewöhnlich üblich, unbeschrieben, während wissenschaftliche Abhandlungen die Blätter von Rand zu Rand auszufüllen suchen.

Wissenschaft – Alltag – Poesie: Jede Sprache entfaltet ihre eigene Kultur – und spiegelt sie wider. Schon wer sich eine Fremdsprache zu Eigen macht (wenn sie überhaupt jemals so gelernt werden kann wie die Muttersprache), taucht ein in eine teilweise fremde Welt, die anders unzugänglich bliebe. Mit der bisherigen zusammen bildet sich ein neuer Kosmos, in den sich auch neue Bruchlinien einzeichnen: Gleichnisse und Bilder lassen sich nicht auf den Begriff bringen; Worte wechseln von der einen zur anderen Sprache ihre Bedeutung. Vieles bleibt unübersetzbar: »Heimat« ist ein typisch deutsches Wort; was »esprit« meint, wissen nur Franzosen. So führt auch die Bibel auf ihrem langen Weg von Kleinasien über die großen Kultursprachen Grie-

chenlands und Roms bis in die fernsten Winkel der Welt durch all die vielen Übersetzungen alte Worte mit sich, als wären es im Fluss mitrollende Steine: »Amen«, »Halleluja«.

Auch »JHWH« – der Gottesname – ist so ein Urgestein: nicht angemessen übersetzbar und eigentlich unaussprechlich. Im Reden von Gott überanstrengt sich Sprache endgültig. Sollte sie dann hier nicht besser schweigen? Doch: »Wie sollen sie nun den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündigt?«, mahnt Paulus im Römerbrief. Wieder sind wir verurteilt zum Sprechen: »Ein Zwang liegt auf mir; weh mir, wenn ich nicht verkünde.« Erneut muss die menschliche Sprache ihre gesamten Kräfte anspannen, um das nicht zu Leistende leisten zu können: ihre positiven Kräfte, indem sie überschwenglich bejaht: Gott ist all-mächtig, all-gütig, all-wissend. Freilich stolpert sie alsbald über sich selbst: Was meint Allmacht, wenn doch niemand rückgängig machen kann, was einmal geschehen ist? Was meint Allgüte, wenn Auschwitz aus dieser Welt nicht mehr zu tilgen ist? Was meint Allwissenheit, wenn der Mensch sich doch frei entscheiden soll? Also mobilisiert die Sprache ihre negativen Kräfte, indem sie nun abgrundtief verneint: Gott ist unendlich, un-wandelbar, un-ermesslich, un-ergründlich: »das über dem Seienden Nichtseiende« (Marius Victorinus). Das führt in die negative Theologie, deren sterbende Worte das Geheimnis umkreisen wie kosmische Körper ein Schwarzes Loch. Aber als hätte eine Reanimation stattgefunden, so wagen sich

dann doch die metaphorischen Kräfte der Sprache hervor: Wie ein Vater zum Sohn, so ist Gott zu uns Menschen. Wie ein Schöpfer zum Geschöpf, so ist Gott zur Welt. Tastende Vergleiche, die mehr andeuten als deuten. Gott ist die Liebe (von der unsere Liebe nur Abbild ist), Jesus Christus ist das Wort (von dem unsere Worte nur ein Nachhall sind). Natürlich macht sich selbstregulierend die Sprache sofort auf, die Metaphern zu bändigen. Aus der Rede über Gott wird »Theologie«: Erlebnisse und Erfahrungen samt ihren Interpretationen enden in Lehrsätzen – und verenden bisweilen in ihnen.

Gott ist schön. Gerade deshalb und trotz alledem lebt Sprache von der Fähigkeit zur Poesie. »Adoro te devote« – »Gottheit tief verborgen, betend nah ich dir, unter diesen Zeichen bist du wahrhaft hier« – diesen Hymnus verfasste Thomas von Aquin, und er mag bei den Zeichen (figures) auch an das gedacht haben, was er las, diktierte und schrieb. Am Ende seines Lebens jedoch versank der größte und scharfsinnigste Theologe, welchen die Kirche wohl jemals hatte, im Schweigen: »Alles, was ich geschrieben habe, ist Stroh, gemessen an dem, was ich geschaut habe.« Das Erlebte machte ihn sprachlos; seine »Summe der Theologie« blieb unvollendet – eine nur Fachleuten zugängliche gigantische Baustelle. Sein Lied aber singen wir noch heute: Triumph der Poesie.

Eberhard Tiefensee